

Einleitung

Der vorliegende Band von Studien über die im Titel angegebenen Genussmittel, teilweise derzeit von ‚Drogenbeauftragten‘ scharf beobachtet, entstand als Alterswerk im mittlerweile kleiner gewordenen Gesprächskreis der Heidelberger *Sodalitas Neolatina*,¹ zu der als Freund und Gast Gábor Tüskés aus Budapest hinzugebeten wurde. Ausgangspunkt unserer in getrennten Arbeitsgängen verfolgten Interessen war eine offenkundige Tatsache: Einerseits existiert, in den folgenden Beiträgen jeweils benutzt und extensiv verzeichnet, zum Ursprung, zum Anbau, zur Verbreitung und Verarbeitung, auch zu Wirkungen, Genussvarianten wie auch zu Gefahren und Missbräuchen der kulturell hierzulande akzeptierten ‚Drogen‘ eine üppige kulturgeschichtliche Forschungsliteratur samt Anthologien und Bibliographien, begleitet gerade heute von Anleitungen, aber auch von Abschreckungswegweisern aller Art. Andererseits steht diese massenhafte historische Drogenpublizistik in Kontrast zu den gerade für die Frühe Neuzeit schon rein zahlenmäßig dürftigen genuin literaturwissenschaftlichen Arbeiten, die sich den poetisch-rhetorischen Verarbeitungen dieser Themen und Sujets mit hinreichender philologischer Sorgfalt widmen, obwohl in dem uns interessierenden Zeitraum gerade die neuen ‚Kulturdrogen‘ Tabak und Kaffee eine ungeahnte Attraktivität ausstrahlten. Diesem darstellerischen und forschnerlichen Manko jenseits einer manchmal repetitiven Diskursgeschichte in exemplarischen Editionen, Kommentaren und formalen wie funktionalen Analysen von Texten bekannter wie auch heute fast vergessener Autoren abzuhelpen dient dieser Band. Dabei galt es, die behandelten Versgebilde zugleich in größeren literarischen Kontexten zu beleuchten und in kulturgeschichtliche Leitmarken einzuordnen, dabei sehr bewusst den Schwerpunkt zu legen auf den Bereich der bislang gern ignorierten oder marginalisierten neulateinischen Literatur. Der Blick zurück erhellt dabei in vieler Hinsicht, dass aktuelle Kontroversen bereits auf eine lange Vorgeschichte zurückblicken können.

Der erste Beitrag (I)² umreißt anfänglich das sehr weit gespannte, formal, thematisch und funktional vielfältige Feld der sich seit dem 16. Jahrhundert rapide ausbreitenden ‚Tabakliteratur‘. Die dabei entfalteten Diskurse um das Für und Wider des Tabakgenusses werden zunächst vor allem anhand eines Flugblattes (1652)

1 Zu dieser Arbeitsgruppe s. Prata Florida. Neue Studien anlässlich des dreißigjährigen Bestehens der Heidelberger „Sodalitas Neolatina“ (1988–2018). Mit einem Vorwort von Hermann Wieand hg. von Wilhelm Kühlmann unter Mitarbeit von Ladislaus Ludescher. Heidelberg 2020.

2 Der erste Beitrag entspricht mit geringfügigen Änderungen dem Vorabdruck in der Zeitschrift *Daphnis* 51 (2023), S. 563–632.

von Sigmund von Birken verfolgt. In den Mittelpunkt rückt dann die kontextuell interpretierende Synopse zweier etwa gleichzeitig (1720 bzw. 1718) entstandener einschlägiger Versdichtungen. Die aus der Feder des Nordhauser Schulrektors Johann Joachim Meier (1682–1736) vorgelegte lateinische Verssatire (hier mit Abdruck, Übersetzung und Kommentar) gegen den verhängnisvollen Missbrauch des Tabaks bei Schülern und Studenten ist eindrucksvoll inszeniert (nächtliche Erscheinung Apollos am Krankenbett des besorgten Lehrers) und mit einem äußerst informativen, geradezu polyhistorischen Kommentar zur zeitgenössischen Tabakliteratur versehen. Demgegenüber steht mit Johann Christian Günthers längerem, bald weit verbreitetem Studentenlied *Lob des Knaster-Tobacks* eine Genuss und Freude quasi naturrechtlich feiernde Dichtung, die, im Horizont vergleichbarer Poeme (hier u. a. zu Canitz), geistliche und patriarchalische Bevormundung abwehrt und so antinomisch auseinandertretende Lebensentwürfe und Verhaltensnormen aufruft.

Nicht nur zu den Autoren, die dem Rauchgenuss, auch aus Gründen der Gesundheitspflege, sehr zugetan waren, sondern auch zu den prominenten und originellen Verfassern poetischer Tabakliteratur gehörte der berühmte Jesuitendichter Jacob Balde (1604–1668). Peter Mathes verfolgt in seinem Beitrag (II) die literarischen Rauchspuren in Baldes weitgespanntem Werk, angefangen bei der konzeptionell außergewöhnlichen Ode *Fabula de herba Tabaco* (Sylvae 8,9; publiziert 1646), die sich als Paradestück mythopoetischer Fiktion darbietet. Dies in kontrastiver, aber, bei genauerem Hinsehen, durchaus transparenter Verarbeitung des zuerst 1625 erschienenen, recht weit verbreiteten *Hymnus Tabaci*, eines komplexen hexametrischen Lehrepos in zwei Büchern, des in London praktizierenden flämischen Mediziners Raphael Thorius (gest. 1625). Mathes kann nachweisen, dass Balde dieses Werk kannte und stellt es vorab in einem instruktiven Überblick vor. Balde, so zeigt sich, übernimmt und verwandelt die von Thorius bevorzugte Konzeption einer ätiologischen Fabel um die Entdeckung des Tabakkrautes und seine Kraft, indem nun poetische Phantasien über Rivalitäten unter den olympischen Göttern entfaltet werden. Diana und Minerva erfahren, dass der Tabak Merkur bei einer schweren Erkältung dabei hilft, Mars zum Kampf gegen die Giganten zu Hilfe zu rufen; Diana berichtet von der eher zufälligen Entdeckung der Tabakpflanze und ihrer wohltätigen Wirkungen. Diana, nicht Bacchus ist also diese Entdeckung zuzuschreiben. Der Tabak wird damit als Heilmittel von dem Odium lasterhafter Berausung befreit, er wird, sinnreich gemäß der ‚Jungfrau‘ Diana, nach der amerikanischen Insel „Virginea“ gebracht. Sie (gemeint wohl die grundkatholischen Virgin Islands in der Karibik) wird zur Namengeberin der berühmten Tabaksorte, nicht aber die nordamerikanische Provinz Virginia, die unweigerlich mit dem antispanischen englischen Heros Sir Walter Raleigh zu assoziieren war. Wie Balde es gelang, seine Raucherpassion zu verknüpfen mit der Bitte, die von ihm selbst zerschlagene

Leier von der Muse zurückzuerhalten, und damit als Dichter auch heikle Aspekte jener westfälischen Friedensverhandlungen zu berühren, die im neunten Buch seiner *Sylvae* facettenreich poetisch kommentiert wurden und die auch Baldes persönliche Geschichte als die eines ‚vertriebenen Elsässers‘ betrafen (der Verlust des Elsass an Frankreich stand bevor), zeigt Baldes hintergründige Ode Sylv. 9,3, von Mathes im zweiten Teil seines Kapitels vorgestellt. Dem schließt sich (Kap. II,3) ein Durchgang durch Baldes spätere Werke an. Sie behandeln das Tabakthema in interessanten Formen und Exkursen (in den Medizinersatiren und dem Elegienzyklus *Urania Victrix*), umfassen schließlich in Gestalt von Baldes *Satyra contra abusum Tabaci* (2015 sachkundig neu ediert, deshalb hier nur kurz gewürdigt) ein keineswegs nur raucherfeindliches Glanzstück der Tabakliteratur, bald in Nürnberg von Sigmund von Birken recht eigenwillig ins Deutsche übersetzt. In Kap. III wird Balde, der geborene Elsässer, von Mathes zunächst als Weinkenner und Weinpoet vorgestellt (bes. zu Lyr. 1,11), dann genau verfolgt, wie Balde in der poetischen ‚Palinodie‘ einer bekannten Ode (carm. 3,21) des Horaz, die mit der Anrede an den Weinkrug zu einem sorgenlösenden Symposion einlädt, in scharfem Kontrast die lyrische Anrede an einen bayerischen Humpen mit fadem Bier-Gesöff und rustikaler Trinkgesellschaft (Lyr. 1,12) entwirft. In einem willkommenen Zusatz macht Mathes darauf aufmerksam, wie der Ordensbruder, große Autor und Literaturtheoretiker Jakob Masen (1606–1681) dieses Gedicht Baldes in seiner *Palaestra eloquentiae ligatae* (hier Teil 2, zuerst 1661), also seinem poetologischen Lehrbuch zur lateinischen Versdichtung, behandelte.

Gerade in diversen lyrischen Formen und kommunikativen Funktionen sind der Wein und dessen meist geselliger Genuss seit der Antike (man denke nur an das Gesamtwerk des Horaz!) ein unübersehbares Sujet. In Pro und Contra bewies dieser Themenkomplex über das Mittelalter hinweg besonders in der Frühen Neuzeit eine außerordentliche literarische Attraktivität und im Zuge der Bekämpfung sozialer, ja ausgesprochen nationaler Missstände

(Trunkenheit als spezifisch deutsches Laster) eine als dringlich empfundene öffentliche Relevanz. Der diesbezügliche Beitrag dieses Bandes (Kap. IV)³ wendet sich im zweiten Teil einer antialkoholischen Allianz zu, die in einem Bündnis von den berühmten Dichterhumanisten Paul Schede Melissus (1539–1602) in Heidelberg und Johannes Posthius (1537–1597), damals noch bischöflicher Leibarzt in Würzburg, gegründet und 1573 in einer einschlägigen lateinischen Gedichtsammlung diverser Autoren und Sympathisanten quasi ästhetisch nobilitiert und als soziales Netzwerk kodifiziert wurde. Diese nach den Urhebern genannte lyrische

³ Dies Kapitel ist mit geringfügigen Änderungen entnommen dem Buch der Autoren W. Kühnmann und K. W. Beichert: *Literarisches Leben zwischen Rhein und Main*. Berlin, Boston 2021, Kap. 2, S. 63–106.

Kollektion (*Collegii Postthimelissaei Votum*) wird in exemplarischen Editionen und, wie generell in diesem Band, selbstverständlich mit Übersetzungen wie auch weiteren Erläuterungen erschlossen. Kap. IV,1 bietet einen recht weit gespannten Überblick über die einschlägige antialkoholische moralistische Literatur der Epoche in ihren diversen Argumentationssystemen und Textsorten (Edikte der Polizeygesetzgebung, Predigten, Teufelliteratur, Lehrdichtungen und Traktate). Diese Ausführungen dienen als epochale Exposition des in Kap. IV,2 behandelten poetischen Sonderfalls der antialkoholischen Publizistik.

Das folgende Kapitel (V) von Karl Wilhelm Beichert wendet sich im zweiten Teil erneut einem bemerkenswerten Opus des bereits in Kap. I gewürdigten Nordhäuser Schulmanns und Autors Johann Joachim Meier zu. Diesmal steht im Mittelpunkt seine 1715 publizierte, 1751 nachgedruckte lateinische Dichtung (195 Hexameter), in der es Meier um die Beantwortung der Frage nach dem besten deutschen Bier (V. 60) geht, einer Frage, deren ungeahnte Dimensionen sich eröffnen in teils ernsthaften, teils eher scherzhaften, jedenfalls temperamentvoll geführten Wortgefechten und farbigen Diagnosen (Selbst- und Fremdeinschätzungen) der diversen Biersorten mit ihren kuriosen örtlichen Bezeichnungen. Poetisch werden diese Plädoyers inszeniert in einer mythographischen Szenerie, die dem Gedicht seine übergreifende Struktur verleiht. Die Biersorten treten immer wieder als Figuren und Stimmen ihrer selbst vor dem Thron und Richterstuhl („tribunal“) des Phoebus Apollo auf, des antiken Gottes der Kunst und Dichtung, der seinen Sitz auf dem literarisch nobilitierten Dichterberg des Parnass eingenommen hat, so angekündigt in der Überschrift, dann sinnlich vergegenwärtigt in V. 61–66. Apollo fällt am Ende das günstige Urteil über die Nordhauser Braukunst (V. 170–195), dies offenkundig auch eine Huldigung des Autors an den Vater, der sich zeitweilig, von Armut bedroht, in Nordhausen als Bierbrauer betätigte. Offenkundig lässt sich Meier hier konzeptionell von den im 17. Jahrhundert in ganz Europa oft gelesenen und übersetzten *Ragguagli di Parnaso* („Nachrichten vom Parnass“, zuerst in drei Teilen Venedig 1612–1615) des namhaften italienischen Juristen und Satirikers Traiano Boccalini (1556–1613) inspirieren. Meiers in ihrer Art wohl einmalige Bierelegie ist von ihm so üppig deutsch bzw. lateinisch kommentiert worden, dass der Umfang des Kommentars oft die Länge des kommentierten Textes weit übersteigt. Dabei stützt sich Meier, wie zu lesen ist, wohl auf alle Werke, über 60 Titel, derer er habhaft werden konnte, von der Antike bis in seine Gegenwart. So entsteht, neben der eigentlichen Dichtung und unter Einschluss der umfangreichen Hinführung von 35 Versen, in der Meier andere Getränke darstellt, eine in poetischer Form ungewöhnliche Enzyklopädie der regionalen und geschmacklichen Varianten des Gerstensafts.⁴ Meiers Ausführungen

4 Kein Geringer als der große Jean Paul, der unerschütterliche Bier-Trinker, Bier-Kenner und Bier-Liebhaber par excellence, ließ es sich nicht nehmen, eine Passage seines frühen Romans

werden im ersten Teil des fünften Kapitels vorab historisch fundiert in einem Rundblick in die vorgängige Bierliteratur, wozu damals bekannte Handbücher zum Beispiel von Heinrich Knaust (ca. 1520–1580) und dem Mediziner David Kellner (1643–1725) ebenso gehörten wie lateinische und deutsche Versgebilde, von denen hier einige Textproben eingerückt sind (unter anderem von Johannes Dantiscus, Balthasar Kindermann und Ferdinand von Fürstenberg).

Die folgenden zwei Kapitel widmen sich wiederum dem Wein, diesmal in spezieller Hinsicht, nämlich im Blick auf den in Europa bald oft gerühmten Tokajer, den ‚König der Weine‘, benannt nach dem bergigen Anbaugebiet im Osten Ungarns. Gábor Tüskés (Budapest) analysiert in sorgfältigen kontextuellen Bezugnahmen samt Editionen, Übersetzungen und Erläuterungen (Kap. VI), wie dieser edle Tropfen in ganz unterschiedlichen lateinischen Dichtungen zweier Professoren der 1657 gegründeten Jesuitenuniversität von Kaschau/Kasse/Košice (Ostslowakei) gerühmt wurde und nicht nur hier zur Generierung eines ungarischen Nationalmythos beitrug: a) von Imre Marotti (1700–1728) besungen in einem an Ovids *Metamorphosen* angelehnten mythologisch kolorierten Epos über die Weinregion Tokaj (11 Gesänge, erschienen 1728), b) von Sámuel Timon, der im Rahmen einer wertvollen Landesbeschreibung der Theiß-Region (in Prosa, publiziert 1735), die Weinorte und Weinsorten des Tokajers kritisch, scharfsinnig, immer wieder auch witzig in einem Zyklus lateinischer Epigramme Revue passieren lässt, abgedruckt mit Übersetzungen im Anhang des Beitrags.

Der folgende Beitrag (Kap. VII) von W. Kühlmann widmet sich, ergänzend zum vorhergehenden Beitrag, einem Hymnus auf das „herrliche Geschöpf des Tockayer Weins“, integriert in eine ehrgeizig komponierte klassizistische Vers-ekloge (261 Verse) innerhalb der berühmten Kollektion *Irdisches Vergnügen in Gott* (1721–1748, spez. Bd. IV, 1732) aus der Feder des Hamburger Patriziers, Juristen und Amtmanns Barthold Heinrich Brockes (1680–1747), hier abgedruckt im Textanhang des Beitrags.⁵ Brockes huldigt darin dem thüringischen Fürsten Günther I.

Die unsichtbare Loge (Erstdruck 1793) durch einen kleinen Katalog von Biermarken, auch von Meier erwähnt, humoristisch aufzulockern (Werke. Erster Bd. Hg. von Norbert Miller. Darmstadt 1965, S. 47 f.): „Aber der Stammhalter drehte *langsam* den Kopf hin und her und sagte kalt ‚ich mag nichts‘ und trank Zerbster Flaschenbier. Da er ein paar Gläser von Quedlinburger Gose bloß versucht hatte, fing er schon an, über das Ansinnen zu fluchen und zu wettern; was schon etwas versprach. Da er etwas Königslutterischen Duckstein, denk’ ich, daraufgesetzt hatte (denn Falkenberg hatte einen ganzen Meibomium de cerevisiis, nämlich seine Biere, auf dem Lager); [...] Als er endlich den Breslauer Scheps im Glase oder in seinem Kopfe so schön milchen fand: so befahl er [...].“ Der Hg. des Romans, Norbert Miller, erklärt (S. 1243 f.) das erwähnte Werk *Liber de vino et cerevisiis* als posthume Publikation Johann Heinrich Meiboms d. J. (1590–1655), erschienen wohl Helmstedt 1668, was von uns nicht weiter verfolgt wurde.

5 Der in Tokaj 2022 gehaltene Kongressvortrag erschien mittlerweile in Budapest in ungarischer Sprache.

von Schwarzburg-Sondershausen (1678–1740, regierte seit 1720). In seiner kurzen Selbstbiographie berichtete Brockes, dass ihm am 20. März 1730 vom Fürsten Günther „ganz unverhofft ein gnädiges eigenhändiges Handschreiben, nebst einem *diplomate palatinatus* unvermuthet zugesandt [wurde], *vigore* dessen ich zum Kayserlichen Pfalzgrafen declariret und mit besondern Privilegien begnadigt worden“, worauf im Jahre 1732 von eben diesem Günther noch ein (weiteres?) „Präsent von köstlichem Tokayer Wein“ folgte. Das Gedicht organisiert sich als episch exponierte Begegnung und dem teilweise vom Zwiegesang unterbrochenen bzw. vom Chorgesang der Hirten untermalten Dialog des sich in einer amoenen Landschaft ergehenden Beraldo (V. 2, Deckname für Brockes) mit einem Hirten und Landmann namens Durander (V. 16). Hinter ihm darf man, in humoristischer Namensumkehrung, den von Brockes geschätzten und geförderten Dichter und Herausgeber Christian Friedrich Weichmann (1698–1770) erkennen. Es ergeben sich vier mehrteilige größere Darstellungssequenzen, wobei das Lob des Tokajers besonders im vierten Gedichtteil (V. 164–261) entfaltet wird und schließlich in das Lob Gottes, des „grossen Gebers“, mündet, der in dem „Tokayer Reben-Safft | ein geistig Feuer eingesencket“ hat. Der Genuss des Tokajers gewinnt dabei den Rang einer den Körper, aber auch den „Geist“ (V. 241) und die „Seele“ (V. 258) ergreifenden Epiphanie der Wohltaten des Schöpfergottes. Eine Darstellungspointe des Hymnus liegt darin, dass hier Beraldo ganz erfüllt ist genau von jenem kostbaren Getränk, dem der Hymnus gilt und das so diesen begeisterten und begeisternden Hymnus in seelischer und körperlicher Hinsicht, also durchaus psychosomatisch, erst ermöglicht, motiviert und stimuliert. Der „Gesang“ entfaltet sich performativ im Fortgang des Trinkgenusses, ablesbar an Versen wie V. 196 f.: „Wie wird mir, edles Naß, du Freudenfeuers-Quelle, | Ich fühl‘, ich seh‘ in dir ein sonst nicht sichtbar Licht,“ aber auch der dadurch bewirkten ‚Entdeckungen‘ und der begleitenden Reflexionen. Neben Versen, die den Vorgang des Trinkens immer wieder im Textkontinuum verankern, lassen sich, abgesehen vom Gotteslob und dem Lob Ungarns im Schlussteil zwei Diskurse unterscheiden, betreffend:

1. die sinnlich zu erlebenden äußeren Qualitäten und einzigartigen geschmacklichen Merkmale und Vorzüge des Tokajers (V. 181): „Dieß hat kein anderer Wein;“
2. die weitläufigen diätetischen und therapeutischen, gleichzeitig auf Psyche und Körper wohlthätig einwirkenden Qualitäten des Tokajers, die wirken wie eine „Arzeney“ (V. 196). Leitbegriffe dafür sind die aus dem hermetistisch-paracelsistischen Traditionsbereich stammenden Termini „Balsam“ und „trinckbar Gold“. Die lichten und hellen Wirkungen des kostbaren Rebensaftes, auch auf den Blutkreislauf, bestehen, wenn er nicht im Übermaß getrunken wird, darin, dass sie einerseits wie ein Licht im Nebel Schwermut (also

Melancholie), Unmut, Argwohn und Menschenfurcht vertreiben (V. 198 f.), auf der anderen Seite „Vertraulichkeit, Muth, Großmuth, holde Triebe der fast erstorb'nen Nächsten-Liebe“ (V. 203 f.) erwecken und bestärken. Der Tokajer gewinnt bei Brockes, recht genossen, in diesem Sinne eine immense moralische und individual- wie sozialpsychologische Bedeutung für den Umgang mit dem menschlichen Gefühls-, Empfindungs- und Affekthaushalt, gehört insofern schlüssig zum pastoralen Genre, insofern sich dieses immer wieder an dem utopischen Status eines befriedeten und geglückten Zusammenlebens abarbeitete.

Mit dem folgenden und letzten Kapitel (VIII) von Hermann Wiegand und seinen Mitarbeitern aus der Sodalitas wird, nach kulturhistorischen Hinweisen, mit der lateinischen und deutschen Kaffeedichtung (samt Seitenblicken auf Dichtungen zum Tee und zur Trinkschokolade) ein Terrain betreten, das, wie zu erwarten, diverse literarische Genera im Wechsel erzählerischer, deskriptiver, panegyrischer und referierender Schreibmodalitäten vorweist, wie an jeweiligen Textproben zunächst des lateinischen Sektors illustriert wird. Dazu gehören epische Ausarbeitungen im Epyllienformat wie die des französischen Jesuiten Thomas Bernard Fellon (1672–1759) unter dem Titel *Faba Arabica* (zuerst Lyon 1696). Schon hier lässt sich der Motiv- und Diskursradius ablesen, der die Kaffeedichtungen prägen wird: rhetorisch inszenierte Rivalitäten mit Bacchus als dem Schutzgott der *Alcoholica*, Darlegungen zu Kultur, Zubereitung und Nutzen der Pflanzen, nicht ohne Würdigung der Kaffeemühle, Hervorhebungen wohltuender Wirkungen nicht nur in geselliger Runde, sondern auch in der Stimulierung der Kräfte bei strapaziösen gelehrten Arbeiten. So verwundert es nicht, dass ein Exkurs zu den Qualitäten des Kaffees in ein europaweit verbreitetes landwirtschaftliches Lehrgedicht eingebaut wurde, in Jacques Vanières SJ (1664–1739) *Praedium Rusticum* (sechzehn Bücher 1730 u. ö., 1772 in deutscher Übertragung). Selbstverständlich nahmen sich auch Verfasser gesundheitskundlicher und diätetischer Lehrdichtungen des Kaffees an, wie Wiegand zeigen kann an dem in Paris 1771 publizierenden Entomologen und Mediziner Étienne Louis Geoffroy (1725–1810) und an dem zuletzt in Mannheim lebenden Jesuiten François-Joseph Terrasse Desbillons (1711–1789). In seinem Lehrepos *Ars bene valendi* (1604 jambische Senare, Heidelberg 1788) warnt er allerdings vor dem übermäßigen Genuss des modisch-exotischen Getränks (nicht mehr als eine Tasse pro Tag!), konstatiert drohende Schlaflosigkeit und mokiert sich über Kaffeesucht selbst bei armen Handwerkern und der ‚schmutzigen Plebs‘.

Wiegands Ausblicke auf die muttersprachliche Kaffeedichtungen führen zu dem Wiener Hofprediger Abraham a St. Clara (1644–1709) mit seinem kritischen Gedicht *Das Coffe-Haus* (1711), Christian Friedrich Henrici (1700–1764) als Text-

dichter von Bachs Kaffee-Kantate sowie zu dem Gottsched-Anhänger und Opitz-Herausgeber Daniel Wilhelm Triller (1695–1782), von dem Kaffee als Getränk der Dichter und Wissenschaftler gerühmt wird. Die Kernzone in Wiegands Beitrag (Kap. VIII,2) wird gebildet von der Edition, der deutschen Erstübersetzung samt Kommentar und Interpretation des in der Epoche berühmtesten Kaffeegedichts, des *Caffaeum Carmen* (entstanden ca. 1718, Erstdruck 1738, 254 lateinische Hexameter, mehrere Nachdrucke in Europa) des Guillaume Massieu (1665–1722). Massieu war kein literarischer Außenseiter, sondern seit 1711 ausgewiesener Philologe und Professor am Collège Royal de France und seit 1714 Mitglied der Académie Française. Wiegands Beitrag, dessen Ertrag hier nicht im Detail ausgebreitet werden kann, bietet in der abschließenden Interpretation eine strukturelle Gliederung und den Nachweis, dass sich Massieu produktiv mit Vergils *Georgica*, dem Leitmodell der Gattung, auseinandergesetzt hat. Ergänzend zu den bisher behandelten poetischen Exempeln wird im dritten Teil des Kapitels (VIII,3) verfolgt, wie der Kaffeegenuss und seine Wirkungen in der einschlägigen diätetischen Fachliteratur behandelt und bewertet wurden, parallel etwa mit der in den vorhergehenden Kapiteln immer wieder aufleuchtenden Diskussionen über die Folgen der süchtigen Hingabe an Tabak, Wein und Bier. Diese Aspekte samt der entsprechenden Hintergrundpublizistik einzubeziehen gehört zum dem, was in den vorliegenden Studien angestrebt wurde, das förderliche Miteinander von Kulturgeschichte, Literaturgeschichte und Philologie.

Sehr herzlich bedanke ich mich bei Herrn Dr. Ladislaus Ludescher für jahrelange treue Mithilfe.

Mannheim, Ostern 2024, W. Kühlmann